

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 34 (1947)
Heft: 9

Artikel: Die Erziehung bei den Naturvölkern
Autor: Kern, F.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-530386>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 13.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Erziehung bei den Naturvölkern

Die Geschichtsforschung hat im zwanzigsten Jahrhundert unsere Auffassung von der Frühgeschichte der Menschheit wesentlich verändert. Während im vorigen Jahrhundert als Anfang der Entwicklung ein »Wilder« konstruiert wurde, welcher weder Recht noch Gesetz geachtet, kein Eigentum gekannt, nichts von Ehe und nichts von Gott gewusst habe, sind erst im letzten Menschenalter die wirklich primitiven Völker als solche erkannt und zuverlässig erforscht worden. Von den Pionieren der kulturhistorischen Arbeitsrichtung (Ratzel, Frobenius, Gräbner, Ankermann, Foy, Andrew Lang u. a.) lebt noch Prof. P. Wilhelm Schmidt S. V. D., der bald achtzigjährige Ordinarius der Ethnologie in Freiburg (Schweiz), Gründer des »Anthropos-Instituts« in Froideville und der führenden Zeitschrift »Anthropos«. Im Jahre 1910 liess er seinen Aufruf zur Erforschung der Ueberbleibsel der Urvölker ergehen. Da die urtümlichsten Stämme rasch aussterben, war die letzte Stunde gekommen, sie für die Forschung festzuhalten. Seither haben in jahrzehntelanger Arbeit Schüler Schmidts mit sicherer Methode die Aufgabe im wesentlichen gelöst; die Schwierigkeiten waren nicht klein. Genannt seien der als Pädagog für unser spezielles Thema besonders interessierte Prof. M. Gusinde und der Mitdirektor des Anthropos-Instituts und Gründer des Wiener Ethnologischen Instituts Prof. Koppers als Erforscher der feuerländischen Völker, PP. Schebesta und Schumacher als Pygmäenforscher und Baron Fürer v. Haimendorf als Entdecker der von ihm 1943 beschriebenen Altkultur der vorderindischen Chenchu. Ueber die Erziehung der ehrwürdigen ältesten Kultur finden sich Andeutungen in dem zusammenfassenden Werk von Schmidt und Koppers »Völker und Kulturen« (1924), auch in Schmidts »Rassen und Völker« (1946). Es lohnt sich, die Beobachtungen aus der neueren Originalliteratur zusammenzustellen. Mit dieser Studie hoffen wir auch dem verehrten Schulhaupt eine kleine Freude zu machen, nachdem wir in den Bücherschätzen des Freiburg-

Froideviller-Instituts alle zum Thema erschiene Literatur einsehen durften.

I. Die Lebensweise der Urvölker.

Nur kurz sei der Rahmen gezeichnet, in dem sich Kindheit und Erziehung des Frühmenschen durch viele Generationen ähnlich abgespielt haben müssen, wie heute noch bei den letzten kleinen Völkern der Urstufe, die man »Sammler und Jäger«, heute häufig »Wildbeuter« oder auch »Schweifer« nennt.

In einem Schweifgebiet von mindestens einem Tagesmarsch Durchmesser sind ein paar Menschengrüppchen untergetaucht, deren Eingriffe wenig Spuren in der Landschaft hinterliessen (Besiedlungsdichte 0,05 bis 0,1 Kopf auf den km²). Unsere Augen spähen, im Waldesdickicht oder Steppengras die Eigentümer dieser Wildnis zu entdecken. Vielleicht finden wir ein paar leere Laubhütten wie umgestülpte grosse Vogelnester, für ein paar Tage geflochten, schon verlassen und zerfallend, oder auch als Zeichen ihres Bewohntseins noch ein paar armselige Gerätschaften in die Hüttenwand gesteckt; vielleicht davor einen Kranken oder Alten, der auf die Heimkehr der Ernährer wartet. Ein Stück entfernt trafen wir auf ein paar Kinder, die wie im Spiel gemeinsam Kerftiere, Würmer, Pilze, Beeren sammeln. Dort im Wald gräbt eine Frau allein, den Säugling huckepack, nach Wurzeln und Knollen. Anderswo zieht eine Wild-Spur zwei Männer mit ihren ältesten Knaben in grössere Ferne; sie horchen, äugen und pirschen flink umher. Ein Trupp von Frauen und halbwüchsigen Mädchen liest Brennholz und holt Wasser ins Lager, wo zuvor jede ihren Korb voll Früchte, Muscheln, fetter Raupen und dergleichen abgeladen. Sie sind mit Grabstöcken ausgerüstet, die Männer in der ältesten Zeit etwa mit Keulen, alle nur mit dem Schamschurz angetan. Dem Waldjäger erscheint kein Tier zu minderwertig oder versteckt, er kriecht ins Erdloch oder steigt auf den Baum nach, es auszuräuchern. Wo das Wild allzu-

spärlich, Eidechsen und Schlangen schon unverschmähte Zukost zur pflanzlichen Ausbeute der Frauen sind, greift selbst der Mann einmal zu dem von ihm sonst verachteten Sammelkorb und pflückt auch fades Blattgemüse. Im Grasland ist umgekehrt oft der Mutter Aufgelesenes nur Zukost zu dem Wildbret, das Vater, müde von der Brand- und Hetzjagd, heimschleppt. Jedoch ob der gleichmässiger Ertrag des geduldigen Frauenfleisses oder das Glück männlicher Initiative, Kraft und männlichen Schneids überwiegt, stets wird die Ausbeute der Eltern zusammengelegt und mit der geringen der Kinder gemeinsam verzehrt. Dass der wirtschaftlich überragende Teil einen entsprechenden Genussvorzug beansprucht, das kommt erst in reicheren Kulturen auf. Die weibliche Kleinarbeit, die mit Hüttenbau, Kochen, Kinderpflege auch in die Rastzeit des Jägers hinüberdauert, steht an Strapazen wie an Frohsinn nicht hinter dem männlichen Tagewerk zurück. Bei der Wasserjagd trafen wir die Familie den ganzen Tag über zusammenarbeitend an, mit ihrem bisschen Hab und Gut vorsichtig im schwanken Rindenboot kauend, die Frau paddelt, der Mann späht nach Robben, und die Kinder schüren und dämpfen die mitgenommene Glut, dass der Kahnboden nicht durchbrenne. Bei einbrechender Nacht sichteten wir in jedem Schweifbezirk die Bewohner der Einsamkeit schon von weither, — wie Magellaens, der bei seiner berühmten Entdecker-Durchfahrt von den »Feuerländern« nichts als da und dort eines der Feuer zu sehen bekam, das der Familie einzige Bequemlichkeit und wahre Häuslichkeit ist. Manchmal lagern ein paar Familien zusammen, die sich auf ihren Streifzügen trafen. Dann teilt jede Familie aus ihrer Tagesbeute den Nachbarn mit; doch trotz diesem anregenden Ausgleich kocht jede für sich ab. Die Sättigung bleibt in der Regel knapp. Beim Ausruhen wird gemächlich gebastelt, der Mann setzt Werkzeug und Waffen instand, die Frau flicht, zwirnt usw., man plaudert, Vater erzählt seine Abenteuer vom Tag und die alten Sagen. Nachbarn kommen zu Besuch in die Hütte; man singt und spielt —

vielleicht an einem breiten gemeinsamen Lagerfeuer zwischen den Hütten — und nach ein paar geselligen Stunden des Feierabends streckt sich jede Familie um ihr eigenes Feuer nieder, das unter das Obdach verlegt wurde. Jagt Unwetter den Regen oder Schnee durch die luftige Hütte, in welcher der beizende Rauch umherwirbelt, so schmiegen sie sich um so dichter, der Brandwunden, der Augenentzündungen wenig achtend, um die Glut. Rast Windschlag durch die Bäume, so stürzen sie aus der bedrohten Hütte auf eine möglichst trockene Lichtungsstelle, dass der mitgenommene Brand nicht erlösche.

Die Familie ist nicht nur jeden Tag unterwegs, sondern zieht auch alle paar Tage um, einen abgeernteten Standort mit einem frischen zu vertauschen. In zwei Stunden ist die neue Heimstatt aufgeschlagen. Die Fahrhabe des von der Hand in den Mund lebenden Schweifers bleibt infolge dieses Rundwanderns auf das sinnreiche Minimum eingeschränkt, das mit eigenen Leibeskräften befördert werden kann — von der Frau, denn der Mann muss die Hände für das Weidwerk frei behalten. Sie »tragen alles Ihrige an sich«. Sie kennen, lieben, nutzen und achten jeden Winkel ihrer Heimat. Das erste Gesetz ist, vom wildwachsenden Vorrat nicht mehr einzuheimsen, als unbedingt und unmittelbar gebraucht wird. Schonsam pflückend und tötend passen die Wirte ihres Landes den Abbau dem Anwuchs an. Die hageren, sehnigen, wetterfesten Gestalten sind deshalb auch die heitersten, glücklichsten Menschen, die man auf der gesamten Erde antraf. Sie haben keine Fernsorgen. Ihre äusserste Genügsamkeit schützt sie unbewusst vor den Krisen reicherer Zivilisationen. Jeder Erwachsene fertigt sich die meisten Geräte allein. Doch ohne Kameraden könnte auch er nicht längere Zeit existieren. Das Schweifgebiet für mehrere Familien, d. h. für eine Horde von etwa 50 bis 100 Köpfen gehört allen gemeinsam. Aber jeder hat die grösste individuelle Freiheit in der Nutzung.

Unter den vielen Verzerrungen des urmenschlichen Lebens, die noch im 19. Jahrhundert die

brutale Behandlung der »Wilden« durch weisse Spekulanten unbewusst rechtfertigen sollten, hat die angebliche geschlechtliche Zügellosigkeit ihre besondere Rolle gespielt. Nach der Bachofen-Morganschen Theorie soll die Ehe anfänglich unbekannt gewesen sein. Nichts ist falscher. Schon das eheliche Urwirtschaftsbündnis mit seiner Arbeitsteilung, welche die Sonderfähigkeiten zweier Gleichberechtigter verschiedenen Geschlechts entfaltet, schliesst die wilde Geschlechtsvermischung (Promiskuität) aus. Vor allem aber: in den unregelmässigen Verhältnissen eines Rudels hätte ein bestenfalls von seiner ehelosen Mutter betreutes Kleinkind schwerlich hochkommen können. Der Zoologe Portmann (Basel) hat in den letzten Jahren mehrfach die Gründe dargelegt, warum die tierische Brutpflege keine annähernd so lange und liebevolle Gemeinschaft der Eltern mit den Jungen voraussetzt wie die Erhaltung der menschlichen Art es von ihrem Ursprung ab nötig machte. Die menschliche Urgesellschaft war völlig auf die Ehe gestellt. Je primitiver ein Volk, desto sorgfältiger achten alle Erwachsenen darauf, dass Halbwüchsige verschiedenen Geschlechts nicht vertraulich werden. Die Einehe waltet vor. Nur wenn die Frau mit ihrer Arbeit nicht fertig wird, erlaubt die Sitte, dem Mann in reiferen Jahren die Zuheirat einer zweiten, etwa der jüngeren Schwester der Frau. Dann muss er ein tüchtiger Kerl sein, der für die Ernährung einer Doppelfamilie in derselben Hütte aufkommen kann. Keine primitive Frau ist kinderlos. Doppelheirat bleibt die seltene Ausnahme, und eine dritte Frau kommt nur in Nachahmung jüngerer Nachbarkulturen (Neger und dergleichen) vor.

Eine entgegengesetzte Gefahr als die Promiskuität konnte der Menschheit aus der Einsamkeit und Selbstgenügsamkeit der Einzelfamilie drohen, die Inzucht. Ein mächtiger Instinkt hat indes die Beziehungen zwischen Eltern und Kindern wie zwischen Geschwistern enterotisiert, — und bei den Primitiven auch die zwischen irgendwelchen zusammen aufwachsenden Kindern, die nicht näher miteinander

der verwandt sind. So lenken sich die Träume des jungen Wildbeuters in die Ferne. Keine wirtschaftlichen Rücksichten oder Sippenbelange engen die freie Brautwahl ein. Gibt es doch noch keine Rang- und Vermögensunterschiede, Mitgift, Morgengabe, Frauenkauf oder -tausch. Führt die süsse Verworrenheit seiner romantischen Tage den etwa Achtzehnjährigen auf Brautschau in fremde Gruppen, so wird derwerbende von der Familie des Mädchens, das ihm Gehör schenkt, kritisch gemustert. Ein wohlzogener Fremdling findet leicht freundliches Vertrauen. Wenn nicht, so fliehen die Liebesleute miteinander und spätestens das erste Kind bringt die Versöhnung, denn die öffentliche Meinung schützt auch das Recht des Mädchens, den Gatten frei zu wählen. Erst in jüngeren Kulturen ist das weibliche Geschlecht dieser anfänglichen Gleichberechtigung (bei gewöhnlicher Führung des Mannes) beraubt worden. Unverheiratet bleibt niemand. Verwitwete schliessen sich einer nächstverwandten Familie an, da man alleinstehend nicht leben kann. So sehr die Familie in dieser Urkultur der weitaus festeste Kern aller Gesellschaft ist, so führt doch einerseits das Gemeineigentum der Horde an Grund und Boden, sodann die eben geschilderte Sitte des Ausheiratens (Lokal-exogamie) die Familie über sich hinaus in grössere genossenschaftliche Zusammenhänge.

Mit diesen paar Strichen dürfte die Urgesellschaft so weit umrissen sein, dass wir nun die Art und die Rolle der Erziehung in ihr schildern können.

II. Das Kindesalter.

Die Kindheit des Naturmenschen erprobt seine Lebensfähigkeit. Das Säuglingsalter ist noch relativ geschützt; die Mutter stillt lange und führt zu den meisten Arbeitsgängen das Kleinste auf Hüfte oder Rücken bei sich, wo es artig jede ihrer Bewegungen mitmacht. Nach dieser ersten Schule der Abhärtung und Geduld lernt das Kind die Fährlichkeiten des Kriechalters kennen. Die Erziehung setzt früh ein. Unterstützt von den rauen Verhältnissen

zielt sie auf eine recht universale Lebenstätigkeit; straff und einfühlsam zugleich verbindet das enge Familienleben mit viel Freiheit und Selbständigkeit die nötige Ueberwachung. Abends und morgens widmen sich die Eltern mit Lust den Kleinen; da der Vater mehr Musse hat und der vernarrteste Kindshüter ist, laufen ihm die Kinder gerne nach. Ihre Anhänglichkeit an beide Eltern ist gross. Während der Arbeitsfahrten können die Eltern die Saumseligen nicht viel anleiten. Sie dürfen sich auf die Selbstentwicklung der Naturkinder verlassen. Die spielen sich, von wenig älteren Gefährten lernend, in das Schweiferdasein ein, das dem Kind verständlicher und lieber ist als irgendeine sesshafte oder gar Stubentätigkeit. Ungeheissen kommen sie auf manche Fertigkeit. Vier- und Fünfjährige tründeln auf eigene Beuteunternehmungen. Sie graben und haschen, klettern und pflücken, bälgen ab und rösten, — ernsthafter als der Wirtschaftsertrag ist das muntere Einüben einer Berufsliebhabe, die vor allen anderen den Vorzug der unspezialisierten Vielseitigkeit und Natürlichkeit hat. Einige Spielsachen billigen schon die Hauslosen ihrem Nachwuchs zu, viele sind in freier Natur nicht nötig. Die Mädchen gehen von zärtlich geliebten Puppen — etwa einem walzenförmigen Stein oder Vogelbalg — zum Betreuen der kleinsten Geschwister über und sind ziemlich emsig, wo sie die Mutter früh in der Wirtschaft vertreten dürfen. Die Knaben üben mit den vom Vater gefertigten Miniaturwaffen und in mimi-schen Jagdspielen auf den grossen Augenblick, wo Halbwüchsige zu Jagd und Honigsammeln mitdürfen, die gefährlich und fachmännisch gründlich zu lernen sind.

»Ueb' dich mit der Schleuder zu jeder Zeit!« — »Greif' jede Arbeit rüstig an, dann wirst du rasch fertig!« — »Zeitig vom Lager auf!« — »Ruft man dich zur Arbeit, führ' sie hurtig aus, so wirst du rasch wachsen!« — Unter solchen elterlichen Anweisungen werden die Kinder vom dritten Lebensjahr ab durch erwünschte Aufträge und planmässig gesteigerte Uebungen ohne Ausnützung

ihrer Arbeitskraft geweckt und Unbeholfene mit unverbrüchlicher Geduld verbessert. Die frühe Gewöhnung entscheidet. Allerdings entsprechen die Alten dem von ihnen gelehrtten Reinlichkeitsideal nur mangelhaft, und die oft nachlässige Behandlung der eigenen Habe steht in einem leichten Gegensatz zu der Lehre »Wirf deine Sachen nicht herum, halt' sie in Ordnung, so wirst du sie stets bereithaben!«.

Sobald die Kinder es verstehen, bekommen sie auch solche Sprüche zu hören: »Zerstör' nicht anderer Leute Sachen!« — »Was der Vater sagt, ist für dich massgebend; er weiss, was üblich und zu deinem Besten ist!« — »Sind Erwachsene beisammen, red' nicht dazwischen!« — »Lach' nie über alte Leute, äffe sie nicht nach!« — »Hör' auf das, was alte Leute sagen und hilf ihnen!« — »Du sollst ein guter Mensch werden. Dies dein Verhalten (z. B. Zanken, Witzeln über Erwachsene, Langschlafen, Vielessen, Mangel an Anstand) passt nicht zu einem Selknam« (Nordfeuerländer — jedes Volk erzieht seine Kinder im Stolz auf den eigenen Stamm). Die Lehren der Sittsamkeit stützen sich auf aller der Menschen, die überhaupt ins Gesichtsfeld treten, natürliche Kameradschaftlichkeit. Die Eltern leihen jedes Gerät dem, der es braucht, zinslos aus. Ihre einzige Entschädigung besteht im Gegenrecht und in der Bittarbeit, die für umfängliche Werke, wie z. B. einen Bootsbau, wechselseitig durch Nachbarhilfe geleistet wird. Die Pflicht, Kranke und Alte zu versorgen, wird von niemand versäumt. Den Zusammenhalt zwischen den Familien belebt das tägliche Mitteilen vom Beuteertrag; oft werden die Kinder als Boten gesendet, um der Nachbarn Schmaus durch Leckerbissen aus dem eigenen Fang zu vermännigfaltigen. Die Kinder wetteifern stolz, selbsterbeutete gute Stücke hinzugeben. So wird die Notgemeinschaft von Menschen, die nicht horten können, in Geben und Empfangen zur Freudenquelle. Damit begünstigt die primitive Kultur wie nie mehr irgend ein späteres System die Erziehung der Kinder, dass sie in ein natürlich hilfsbereites und freigebiges Wesen hineinwachsen. Zugleich wird der

Ehrgeiz angeregt, seinen guten Ruf zu steigern, der dem auf lauter lebenslängliche Bekannte Angewiesenen lebensnotwendig ist. »Nimm keinem andern Kind etwas weg, gib ihm vom Deinigen!« — »Was du gesammelt hast, iss nicht allein; andere bedenken auch dich!« — »Sei hilfsbereit, schenk' schöne Dinge, dann werden alle dich loben.« — »Schweig, lästere nicht, man wird's dir danken und vertrauen.« — »Wenn du lügst, wird keiner dich mögen.« — »Die Leute freuen sich, wenn du ein gutes Kind bist.«

Die Semang (Malakka) bringen es fertig, ohne jede Züchtigung zu erziehen. Härter als diese feinen, innerlichen asiatischen Pygmäen sind die Selknam, doch auch sie schonen das Ehrgefühl und wissen »wenn man zu oft tadelt, hört das Kind nicht mehr hin«. Es soll, obwohl bewacht, das Gefühl der Freiheit nicht verlieren. Meist genügen kurze Zwischenrufe. Nur in längeren Abständen wird gründlich und diskret zurechtgewiesen. Der gehaltene Selknam weiss geduldig sein Rügen und Zureden von einem Tag auf den andern, auf günstige Stimmung und Gelegenheit zu verschieben. Greift der Vater einmal zum Stock, ist die Sühne rasch abgetan. »Anderswo übernachten!«, diese empfindlichste Strafe, die Aussperrung aus der Hütte für eine Nacht, wird selten verhängt; ein kleines Ausprobieren der einem schuldigen Erwachsenen drohenden Höchststrafe, der Aechtung. Ausgenommen die leichtaufbrausenden Negrillo-Mütter (Kongo) sind die Wildbeuter darauf bedacht, als würdige Vorbilder, durchs Leben erzogene Erzieher, ruhig und liebevollzäh, nicht im Verdruss zu bessern. Der Erfolg, grosse Ehrfurcht vor den Eltern und eine unter Berücksichtigung der kindlichen Zerstreutheit hervorragende Folgsamkeit hat allen Beobachtern imponiert.

Fürer traf selten ungebärdige Chenchukinder über 2, zornige oder zuchtlose über 5 Jahren, ausser einem mutterlosen, und fand die Eltern sicher, dass ihre Weisungen sogar in ihrer Abwesenheit im wesentlichen willig ausgeführt wurden. »Mit Ueberschung nahm ich wahr, wie willig jedes Selknamkind den Verweis auf-

nahm; es gibt keine Widerrede, Brummen, Sichbeklagen«, sagt der Pädagoge Gusinde und rühmt die »feinfühlig und vornehme« Erziehungsweise, die aus Kinderart und -unart, trotz Ungezogenheit und Eigensinn, Trägheit und Charakterschwächen, die in keinem Volke fehlen, durch gediegene Willensbildung fleissige, zuvorkommende, herzig liebe Wesen herausbilde, die mit inniger Zärtlichkeit an den Eltern hängen, scheu und doch zutraulich gegen Fremde, heiter und artig beim Spiel. Schon zwischen Kindern kennt man kein unredliches Ueberlisten. Sogar die temperamentvollen, lauten und hitzigen Negrillenkinder finden in letztlich unwüstlicher Verträglichkeit zueinander.

Zu der glücklich ausgeglichenen Lebensstimmung der Primitiven legt ihre Kindheit den Grund, unverwöhnt, durch den unvergleichlich festen Zusammenhalt der Schweiferfamilie gehegt, harmonisch und an Bildungswerten reich, obwohl Schule, wie wir sehen werden, erst an den Jünglingen einsetzt. Die Eltern, deren einsamer Tag durch die Heranwachsenden erheitert wird, behalten sie bis zu ihrer Verheiratung in der Hand. Dass sie die von ihren eigenen Eltern empfangene Zucht nicht selber weitergeben, die Kinder auf Berufserzieher abschieben, oder die Jugend in Knaben- und Mädchenhäusern weithin sich selbst überlassen könnten (wie dies bei sesshaft gewordenen Jägervölkern einreisst), kommt den Eltern noch nicht in den Sinn. Sie nehmen es indes auch nicht übel, dass die Nachbarn, vor denen ja doch kein Fehler verborgen bleibt, sich in die Erziehung einmischen. Häufig findet man Eltern, die sich durch Liebe nicht verblenden lassen und die Eigenart ihrer Sprösslinge wie auch die eigenen Fehler nüchtern erkennen möchten. Dabei hilft die weitere Gemeinschaft gewissenhaft mit. Ungeschickten Eltern wird von Verwandten und Alten Tadel und Nachhilfe zuteil.

»Oeffter als der Europäer ahnt, spricht der Feuerländer aus, dass er am Kind im Bewusstsein der gleichen Stammeszugehörigkeit und im Dienst des Allgemeinwohls handelt. Ich habe beobachtet, dass jeder Erwachsene, namentlich die Frauen, für das Kind eines andern unterschiedslos viel Zärtlichkeit und Gewogenheit anbieten; sollte indes ein ungezogener Bub offenen Anstoss erregen, wird er von allen Leuten gleichmässig hart gemassregelt und zurechtgewiesen. Danach wird

der europäische Beobachter eine Yamanafrau für die Mutter eines Kindes halten, mit dem sie nicht einmal verwandt ist.« (Gusinde.)

Einem Liederlichen nahm man zuweilen Frau und Kinder ab, um sie in geordnete Verhältnisse zu bringen. Dass alle Nachbarn gleichermaßen kinderlieb und an brauchbaren Gefährten interessiert sind, schafft die Aufsicht aller über alle und ein Regulativ gegen übertriebene

Absonderung einer Familie, die auch vorkommt, namentlich bei Unbeliebten und Scheuen.

Das Eingreifen der weiteren Gemeinschaft, das sich bei zunehmenden Jahren organisch steigert und schliesslich gegenüber der Familienerziehung in den Vordergrund tritt, soll in einer folgenden Studie geschildert werden.

Beltaux.

Prof. Dr. F. Kern.

Volksschule

Das Schweizerische Schulwandbilderwerk

»Use os dem Bilderlade!

Mir ischt lieber Bölleflade!«

So liess der Appenzeller Malerpoet Paul Tanner ein Bäuerlein sprechen, das er ins Kunstmuseum projizierte, so wie es dastand und mit all den Herrlichkeiten nichts anzufangen wusste.

Der launige Maler ist schon etliche Jahre gestorben; des Malers Bäuerlein lebt aber fort in allen möglichen Fassungen und allerorts. Was weiss man mit Bildern anzufangen! Die »Tafel« hängt nun einmal an der Wand, seit Grossvaters-Zeiten schon, und so wird sie auch weiter hängen bleiben, ein Wandschmuck, der ins Haus gehört. Die Fliegen setzen ihre Pünktlein aufs Glas. Die reinliche Hausfrau fegt sie weg und fährt mit dem feuchten Lappen grad auch noch um den Rahmen, »da es grad im gleichen geht«. Dann hat das Bild wieder Ruhe vor Blick und Griff. So geht's mit dem Wandschmuck in der Stube, ähnlich mit jenem im Schulzimmer. Erbärmlich wenig ist es, bloss Wandschmuck zu sein!

Nun aber ist das Schweizerische Schulwandbilderwerk gekommen. Es hat Leben, das Bild schafft, nicht bloss Wandschmuck. Serie folgt auf Serie. Jedes Blatt ist von einem Kommentar begleitet, einem instruktiven Heft, das das Auge zum Sehen und das Herz zum Nacherleben öffnet und dartut, wie das Bild für die Schule ausgewertet werden kann. Wo wäre in

unserm Land noch ein Schulmann zu treffen, der nichts vom Schweizerischen Schulwandbild wüsste! Erfreulich schnell haben diese Bilder die Schulstuben erobert. Nicht Propaganda allein hat das erreicht. Was vor allem werbend wirkte, das ist die pädagogische und künstlerische Qualität jedes einzelnen Blattes.

Dass diese Qualität von selber kam, wird niemand glauben. Doch nur wenige werden eine Ahnung davon haben, wieviel es braucht, bis so ein Schulbild fertig ist; ich möchte einiges davon erzählen.

Zuerst sind die Wünsche da. Sie sagen, was man haben möchte, und da es in unsern Schulen vielerlei zu lehren gibt, fehlt es auch nicht an vielen Wünschen. Sie werden von der pädagogischen Kommission des Schweizerischen Schulwandbilderwerkes gesichtet und ergänzt. Dann wird ermittelt, was von all dem Schönen am dringlichsten geschaffen werden sollte. So wurden beispielsweise für den nächsten Wettbewerb aus den vorliegenden Themen acht definitiv gewählt, nämlich: Winter in einem Bergdorf, Meerhafen, Zürichseelandschaft mit Rapperswil, Vulkan, Mittelalterliche Klosteranlage, Fjord, Bauplatz, Pyramiden mit Wüste und für den Fall, dass aus irgend einem Grunde das eine oder das andere ausfallen sollte, noch zwei weitere als Ersatz: Hirschwild und Maggiatal. Dieser Wunschzettel der pädagogischen Kom-